

Historisches Museum Aurich (Hg.)

... und das Leben ging weiter

Frauenleben in Aurich in der Kriegs- und Nachkriegszeit



Wartberg Verlag

... und das Leben ging weiter
Frauenleben in Aurich in der Kriegs-
und Nachkriegszeit

Historisches Museum Aurich (Hg.)

...und das Leben ging weiter

Frauenleben in Aurich in der Kriegs-
und Nachkriegszeit



Wartberg Verlag

Vorwort

„Nachher wurden wir überhaupt nicht mehr benannt“, – diese Äußerung einer Auricherin, die sich an ihre Arbeit als Feuerwehrfrau in den Jahren des Zweiten Weltkrieges erinnert, soll der Vergangenheit angehören. Das Historische Museum Aurich hat Frauengeschichte zum Programm erklärt. Frauenerfahrungen sind ein Teil unserer Vergangenheit. Das Projekt „Frauengeschichte im Museum“ will sie festhalten. 1923 machten am Auricher Gymnasium die ersten Mädchen ihr Abitur. Ihnen war 1898 Hermine

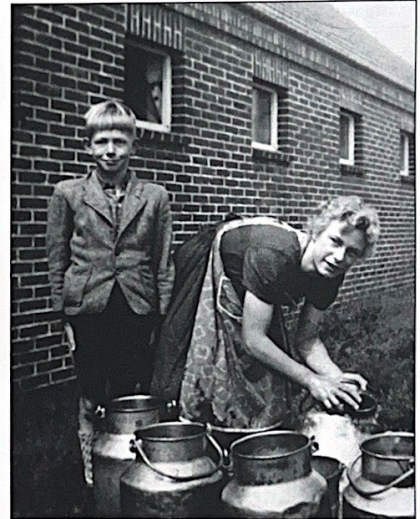


Edenhuizen, eine aus Pewsum gebürtige Ostfriesin, vorausgegangen. Sie bestand ihr Abitur als eine der ersten Schülerinnen Helene Langes in Berlin, erwarb damit die Studienberechtigung, promovierte in Bonn und erhielt 1909 ihre Anerkennung als erste deutsche Frauenärztin. Frauen und Bildung ist eines der Themen, die von den Erzählerinnen des Auricher Projektes „Frauenleben nach 1945“ angesprochen werden.

Annette Schmidt bekam es zu spüren. Im Gegensatz zu ihrem Bruder musste die Tochter nach Meinung ihrer Mutter keinen Beruf erlernen. Sie heiratete sowieso und hatte ihre Aufgaben im Haushalt und in der Familie zu erfüllen. Diese Erfahrung teilten viele junge Frauen, investierte eine Familie traditionsgemäß doch eher in die Ausbildung der Söhne.

Wie anderenorts waren die Auricher Mütter während des Krieges mit ihren Kindern alleine zurückgeblieben. Insbesondere auf dem Lande hatten sie oftmals noch die ältere Generation zu versorgen. Erntehelfer, Kriegsgefangene und aus Osteuropa verschleppte Zwangsarbeiterinnen sollten die Frauen bei der Landarbeit unterstützen. Trotz der Zurückweisung auf ihre traditionelle Rolle als Hausfrau und Mutter wurden Frauen im Zuge des Krieges vom NS-Staat in Munitionsfabriken, bei den Feuerwehren sowie am Ende auch in der Flugabwehr der Städte eingesetzt. Manch berufstätige junge Frau ersuchte ihren Vorgesetzten, ihre Arbeitskraft für unabkömmlich zu erklären. Diesen Ängsten gegenüber standen Neugier und Erlebnishunger einer anderen Gruppe junger Frauen. Freiwillig und guten Mutes meldeten sie sich, um ihren Reichsarbeitsdienst außerhalb von Ostfriesland zu leisten. Das gemeinsame Leben mit Gleichaltrigen und die Gelegenheit, andere Landschaften oder gar große Städte kennen zu lernen, begrüßten sie als Freiheit von familiären Banden.

Für die Jugend wurde die Zeit des Erwachsenwerdens, die Suche nach den eigenen Werten von Not und Geschick bestimmt. Anneliese Gleich hatte im Alter von 19 Jahren ein eigenes Pferdegespann von Schwedt an der Oder fortgeführt. Die Ereignisse der Flucht schildert sie als prägende Erfahrung. Ihren zukünftigen Ehemann traf sie in Schleswig-Holstein wieder. Gemeinsam erreichte das junge Paar Aurich im Oktober 1945. Hier baute die junge Frau an der



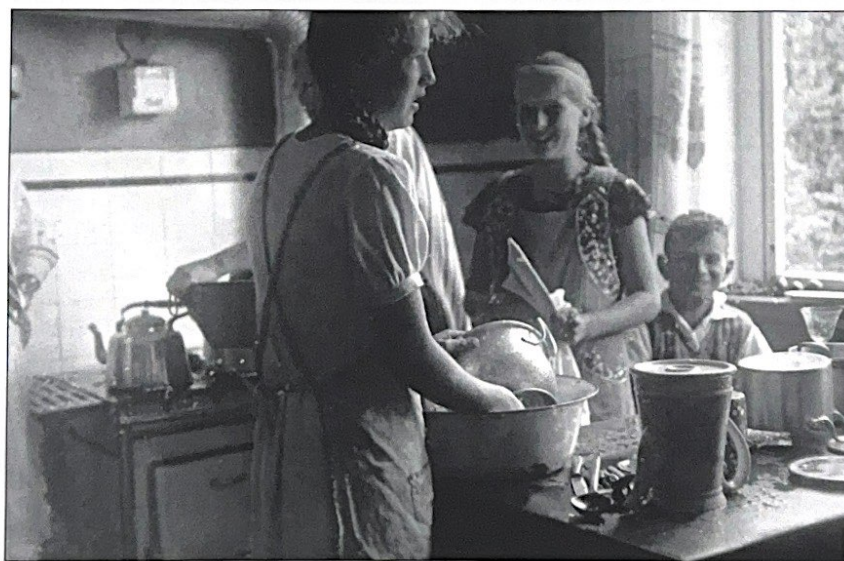
Gründung eines Speditionsunternehmens mit. Erst 1949 verfügte das Ehepaar über eine eigene Wohnung und Anneliese Gleich erklärt: „Dann konnte endlich eine Familie gegründet werden ...“

Manch weibliche Lebensgeschichte zeigt die Aufgabe jener Jahre, mit Trauer und Verlust von Familie und Vertrautheit zurechtzukommen. Die Krankenschwester Johanna Dieckhoff hatte Anfang 1945 nicht nur die Pflege ihres kriegsversehrten Vaters, sondern auch die Bewirtschaftung der elterlichen Landwirtschaft übernommen. Mit den Eltern verschmerzte sie den Tod des einzigen Sohnes und Bruders. Dass ihr Ehemann sich in dieser Zeit bereits in amerikanischer Kriegsgefangenschaft befand, sollte sie erst mit seiner Rückkehr Ende Mai 1946 erfahren. Und auch danach verblieb ihr über Jahre die Aufgabe als Ernährerin der Familie. Verheiratete Frauen standen ohne Ehemann da,

wussten oftmals nicht, ob er jemals zurückkehren würde. Sie gaben Suchanzeigen nach den Vermissten auf. Sie haderten damit, den Ehemann für tot zu erklären. Sie beklagten den Tod ihrer Männer und Söhne. Sie warteten auf die Anerkennung ihrer Witwenpension. Einige fanden ihre Aufgabe darin, für andere zu sorgen. Zu ihnen gehörten Maria Rodenhauser und Ingrid Buck. In der Zeit des wirtschaftlichen Aufbaus nach dem Krieg nahm der Mann seinen angestammten Platz als Ernährer der Familie

Und dann gab es die Gruppe derjenigen, die erst in den Jahren nach 1945 zur Frau wurden. Wir begegnen den Schulmädchen, die Anfang der sechziger Jahre eine Hose nur des Winters und unter dem Rock trugen. Sie wuchsen zu jungen Erwachsenen heran, zeigten sich mit abgeschnittenen Zöpfen, in weitschwingenden Röcken und Nylonstrümpfen. Sie begeisterten sich für „Motorisiertes“ und nahmen schließlich den Platz am Steuer des Traktors bei der Heuernte ein. Eigene Lebensmuster wurden entwickelt. Die

die ihre Familie zuversichtlich umsorgte und erfolgreich durch die Jahre des Mangels und der Entbehrung führte, die Geschäftsfrau, die gemeinsam mit dem Ehemann eine Existenz schuf... Alle nutzen ihre Worte und Bilder des Erinnerns, um sie an die Jüngeren weiterzugeben. Ihnen und ihren Familien ist Dank zu sagen. Ohne die Bereitschaft, auch persönlichste Erlebnisse öffentlich zu machen, hätten viele Begegnungen zur Frauengeschichte im Historischen Museum Aurich nicht stattgefunden. Wie auch dieses Buch ohne die Aufmunterungen aus den Reihen der Erzählenden wie der Zuhörenden nicht geschrieben worden wäre; und hier bleibt im Besonderen zu danken der Frauenbeauftragten der Stadt Aurich Ina Boje, den Projektmitarbeiterinnen Sylvia Frühling und Christa Grzywatz sowie Marion Becker-Haberland und Peter Marx für ihre Mithilfe.



*Brigitte Junge,
Historisches Museum Aurich*

wieder ein. Manche Aufgabe, die von den Frauen tatkräftig übernommen worden war, fiel in die Hände der Männer zurück. Und so erklärt die einstige Feuerwehrfrau Marie Block: „Wir Frauen hatten ja in der Zeit teilweise mehr Kraft als die Männer... Schlagartig, so wie der Krieg aus war, war's vorbei... Die Männer kamen wieder, kriegten ihre Arbeit wieder, die Frauen mussten zurück in die zweite Reihe.“

Frauen stellten sich den Aufgaben der Zeit. Mehr oder weniger verhaftet war die Einzelne mit dem Leben der Frauen zuvor. So begegnen sie uns in ihren lebendigen Erzählungen: Die Witwe, die sich der Gesellschaft verpflichtet fühlte, die Landhebamme, die nach gescheiterter Ehe ihre Sorge und Verantwortung in den Dienst der Mütter und Säuglinge bei Hausgeburt und Mütterberatung stellte, die Ehefrau und Mutter,

LUDWIG JANSSEN ERZÄHLT ÜBER SEINE GROSSMUTTER GRETJE JANSSEN, GEB. SCHMIDT

Gretje Schmidt wurde 1869 in Victorbur geboren. Sie heiratete 1891 den Schuhmacher Lukas Mennen Janssen aus Osteel. Das Ehepaar bekam fünf Kinder. Die Familie lebte in Victorbur, Fehnhusen und in der Stadt Norden, bis sie 1926 in das eigene Haus in Oldeborg einzog. Hier machte Gretje Janssen die wöchentlichen Besorgungen für die Landwirte in der Umgebung. Geschlachtete Hühner und Eier wurden den Geschäftsleuten in Emden



teilt werden. Um die Lasten besser tragen zu können, hatte „Gretje Möh“ ein Joch über den Schultern, an denen ihre Körbe hingen. So konnte man sie.

1942 starb ihr Mann. Nach Kriegsende lebte Gretje Janssen mit einem Sohn, dessen Frau und deren sechs Kindern zusammen. Zum Haushalt gehörte auch Frau

Janssens eigene geistig behinderte Tochter.

In der Zeit nach dem Krieg war die Familie Janssen Selbstversorger. Sie hatte einen großen Garten, in dem alles Notwendige angebaut wurde. Auch hatten sie eigene Tiere, wie z. B. Ziegen und Hühner. Die Eier waren Zahlungsmittel. Von der Gemeinde erhielt Gretje Janssen ein wenig finanzielle Unterstützung. Ein Zubrot verdiente sie bis ins hohe Alter durch Aushelfen in der Landwirtschaft und durch Nährarbeiten bei den Landwirten. Hierfür erhielt sie Geld aber auch belegte Brote und Buttermilchbrei für die Familie. Auch mit ihren Körben war sie zunächst noch unterwegs.



verkauft, Kragen und Manschetten der Bauern wurden in die Wäscherei gebracht. Im Gegenzug brachte sie Schuhe zur Reparatur mit nach Hause.

In den 30er Jahren wurde sie dann bei ihrer Rückkehr sehnsüchtig von ihren Enkeln am Bahnhof Engerhufe erwartet. Unter anderen stand ich, geboren 1929, mit dem Handwagen dort. Immer brachte sie uns Kindern etwas mit: meist Schnecken aus der Bäckerei. Jetzt ging es über Uiterdiek nach Hause. Unterwegs mussten im Dorf noch einige Waren ver-



MARIE BLOCK, GEB. SOHNS, BERICHTET

In dem Haus in der Zingelstraße, in dem ich am 22. November 1920 geboren wurde, lebe ich zusammen mit meinem Mann heute wieder. Meine Eltern hatten eine Kohlenhandlung am Bahnhof. Von 1931 bis 1937 war ich auf der Höheren Töchterschule im Extumer Weg, die 1936 in „Städtische Mittelschule“ umbenannt wurde. Wir begannen mit 42 Schülern und Schülerinnen in der Klasse, den Abschluss machten aber nur 19.



Danach kam ein Jahr Höhere Handelsschule in Emden. Jeden Tag ging es früh mit dem Zug von Aurich aus dorthin, spät am Nachmittag erst wieder nach Hause. Unterricht hatten wir in allen wichtigen kaufmännischen Fächern, dazu gehörte auch Buchführung. Damals wusste ich noch nicht, wie hilfreich dies für mein späteres Leben werden sollte.

Nach der Schule musste ich zum Pflichtjahr auf einen großen Bauernhof in der Krummhörn. Leider war das sehr weit von zu Hause, aber die Vermittlung ging über das Arbeitsamt. Alle drei Wochen gab es einen Tag frei. Die Arbeit dort war schwer, besonders das „Milchbomben“ schleppen. Ich musste alles machen, was anstand und dann auch noch mit den Kindern die Hausaufgaben. Nach dem Pflichtjahr sollte ich unbedingt bleiben, aber mich zog es nach Aurich zurück.

Das Arbeitsamt teilte mir eine Stelle bei der Kreisamtsleitung der NSV in der Emdener Straße zu. Das Amt kümmerte sich um Kindergärten, gab Hilfen für alleinstehende oder in Not geratene Frauen, vermittelte Stellen für Haushaltshilfen, ... Ich arbeitete dort von 1939 bis 1945. Zu Beginn in der Kassenabteilung, später übernahm ich hauptamtlich die Kassenleitung. Ich wohnte zu der Zeit bei meinen Eltern. Wie in vielen Auricher Gärten standen da, wo heute Blumen und Rasen wachsen, Gemüse und Kartoffeln, nicht zu vergessen die Hühner. Es ging uns nicht schlecht. Die Kacheln in der Küche meiner Mutter, wo jeden Tag eimerweise Kartoffeln geschält wurden, gibt es heute noch in meiner eigenen Küche.

Es war 1942, als wir Frauen zum Feuerwehrdienst eingezogen wurden. Die Bombenangriffe verstärkten sich. Bis 1945 hatten wir dann jeden Sonntag Dienst. Am Pferdemarkt wurde geübt. Wir hatten einen Stahlhelm, und eine Gasmaske hatten wir auch. Die Arbeit bei der Feuerwehr war Schwerstarbeit, wir mussten die schweren Schläuche anschließen. Aber wir Frauen hatten ja in der Zeit teilweise mehr Kraft als die Männer. Die Feuerwehr war ja auch auf die Frauen





angewiesen. Wenn man heiratete und Kinder bekam, konnte man aus dem Dienst raus. Wenn eine von uns ausschied – wenn sie heiratete, dann kamen ja auch Kinder – dann wurde die Uniform weitergereicht. Kalt war die, der Stoff nur dünn.

Tags zur Arbeit, fast jede Nacht Einsatz, manchmal bis nach Emden hin. Scheiben hatte jeder raus, oft war auch das Dach runter Waren zum Glück fast alles Blindgänger, hier in Aurich. Als ich 1944 die Zustellung für die Flak nach Herne in Westfalen bekam, hat die Feuerwehr das verhindert. Schlagartig, so wie der Krieg aus war, war's vorbei. Meine Uniform habe ich einer Freundin gegeben. Für den Bruder als Arbeitsanzug, einen Blaumann gab's ja nicht. Die Männer kamen wieder, kriegten ihre Arbeit wieder, die Frauen mussten zurück in die zweite Reihe. Und die Flüchtlinge kamen ja auch in Arbeit. Dafür mussten wir Frauen weichen. Nachher wurden wir überhaupt nicht mehr benannt.

Das Kriegsende im Amt war nicht ungefährlich für mich. Unter vielen Vorgängen stand mein Name und ich hatte von Verhaftungen durch die Besatzer gehört. Aber ich hatte Glück – konnte ihnen in ihrer Sprache vieles erklären und sie glaubten mir.

Nach dem Krieg half ich meinem Vater im Büro. Geheiratet habe ich nach dem Krieg, meinen Mann kannte ich schon einige Jahre. Die Häuser waren alle durch Einquartierungen überfüllt. '48 hat man uns gesagt, wir sollten noch im gleichen Jahr heiraten. Am 31. Dezember war standesamtliche, am 15. Januar kirchliche Trauung. Die Hochzeit, man hatte ja nichts. Den

immer mitgearbeitet, trotz der Kinder. Später fast allein das Kaufmännische gemacht.

Schleier bekam ich von der Mutter meiner Freundin, und vier Meter Stoff mussten reichen für ein langärmeliges Kleid.

Danach bekamen wir zwei Räume in Blocks Haus. Zwei Räume mit zwei Kindern, sieben Jahre. Die Flüchtlinge konnten ja auch nicht raus, es gab einfach zu wenig Wohnungen. Das waren fleißige Menschen. Manch eine junge Frau hat später einen Ostfriesen geheiratet.

Das Geschäft der Blocks gab es seit 1908. Zuerst für Landmaschinen, dann Nähmaschinen und später kamen Kinderwagen und Fahrräder hinzu. Da waren es dann drei nebeneinander liegende Häuser am Markt. Mein Mann hatte bereits zwölf Jahre bei der Kreis-sparkasse gearbeitet, als er, unterbrochen durch die Kriegszeit, 1945 das Fahrradgeschäft übernahm.

Nach unserer Heirat habe ich natürlich

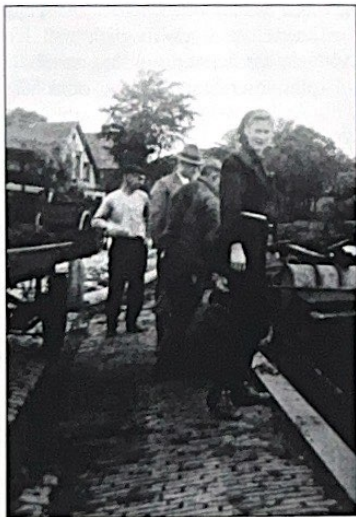




Marie Block mit Sohn vor dem Gartenhäuschen.

GERTRUD PETERS, GEB. KLEEN, BERICHTET

Geboren wurde ich 1923 in Großfehn. Mein Vater fuhr zur See. Meinen Beruf erlernte ich in Aurich bei der Ostfriesischen Sparkasse, die war damals noch im Gebäude der Landschaft. Dort lernte ich meinen Mann kennen. Unter den Nationalsozialisten wurde die Ostfriesische Sparkasse aufgelöst und 1944 auf die einzelnen Kreise verteilt, das Vermögen wurde den Kreissparkassen zugeteilt. 11 Jahre, bis 1949 arbeitete ich dort ...



1943 wurde im Auricher Hafen ein Torfschiff entladen. Die Belegschaft musste helfen (*oben*).

Im April/Mai 1945 wurde die Sparkasse nach Spetzerfehn evakuiert (*rechts*).



DOREMARIE KRUSE SCHREIBT AUS DER ERINNERUNG
„BETRIEBSUNFALL“ IN TANNENHAUSEN

Mein Pflichtjahr hatte ich in Rinteln an der Weser bis zum 1. April 1943 abgeleistet. Die Musterung zum Reichsarbeitsdienst hatte ich hinter mir. Nun freute ich mich auf Zuhause, denn die Einberufung zum RAD sollte um den 5. Mai 1943 erfolgen. Aber nach einer Woche hatte ich die Einberufung immer noch nicht. Nun drohte eine Dienstverpflichtung als Flakwaffenhelferin. Um der Verpflichtung aus dem Wege zu gehen, gab mir ein befreundeter Angestellter des Arbeitsamtes den Tipp, mich freiwillig für Munitionsarbeiten in Tannenhausen zur Verfügung zu stellen.

Am 15. April 1943 war mein erster Arbeitstag. Die Arbeiter und Arbeiterinnen wurden mit dem Bus abgeholt; um 5:45 Uhr ab Großefehn und um 17:15 Uhr war ich wieder in Großefehn, somit war ich abends und nachts zu Hause.

In der Halle bekam ich in einem Raum mit mehreren Mädchen einen Platz ganz hinten, musste Pulver abwiegen und in Säckchen füllen.

Vorne links am Fenster stand eine Pulverabfüllmaschine, die von zwei Mädchen bedient wurde. Rechts gegenüber der Maschine war die Tür zu einem Flur durch eine Glaswand getrennt. Ebenfalls durch eine Glaswand getrennt war ein weiterer Raum, wo einige ältere Frauen (25 bis 35 Jahre) die gleiche Arbeit machten. Die jungen Mädchen von 16 bis 18 Jahren – ich war damals 18 Jahre alt – erzählten von den Erlebnissen mit ihren Freunden und sangen viel, meist: „So ein Tag, so wunderschön wie heute, der dürfte nie vergehen“.

Mir war alles zuwider, denn ich hatte bereits einige Bombenangriffe hinter mir, außerdem waren meine beiden Brüder beim Militär. Ich freundete

mich mit den älteren Frauen, meist kinderlose Offiziersfrauen an. Nun war dort noch ein Platz frei. Ich bat den Feuerwerker um eine Umbesetzung. Er war einverstanden. Somit ging ich am morgen des „Betriebsunfalles“ in den anderen Raum. Dort war mehr Ruhe. Obendrein hatte ich einen Fensterplatz und konnte ab und zu ins Grüne sehen.



Am 21. April 1943, um 9 Uhr war Frühstückspause, die um 9:15 Uhr zu Ende war. Alle gingen wieder an ihre Arbeit. Kaum hatten wir angefangen, gab es einen fürchterlichen Knall. Ich sah durch die Glaswände aus der Pulverabfüllmaschine eine Stichflamme, die an der Decke entlang alle Pulverfässer erfasste. Alles schrie. Die Frauen rannten zum Flur dem Ausgang zu, soweit es noch möglich war. Ich öffnete das Fenster und flog durch die Explosionsdruckwelle raus, etwa vier bis sechs Meter an einen grün bepflanzten Wall. Um mein Leben lief ich von der Unglücksstelle weg nach vorne zum Hauptausgang. Dort sah ich brennende Frauen rauskommen.

Instinktiv riss ich den Frauen die brennenden Fetzen vom Leib bis meine Hände gerötet waren und schmerzten. Ich hörte entsetzliche Schmerzensschreie von Frauen mit schweren Brandverletzungen, die auf dem Rasen abgelegt worden waren. Dann brachte mich ein Offizier zur Muni-Bahn Aurich-Tannenhausen.

Nach Ostern musste ich wieder zur Arbeit. Jetzt waren sehr viele Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden. Auch bekam ich eine andere Arbeit. Nach einigen Tagen bekam ich meine Einberufung zum 1. Mai 1943 zum RAD. Ich freute mich, der Hölle entkommen zu sein und hoffte, im RAD auf andere Gedanken zu kommen.

DOREMARIE KRUSE: „DIE LETZTEN BEIDEN KRIEGSMONATE
1945“ (AUSZUG AUS MEINEM TAGEBUCH)

Zurück nach Hause

10. April 1945: Westrhauderfehn-Großefehn

Nun bin ich doch noch, zwar völlig erschöpft, nach 1,5-stündiger Fahrt voller Angst, aber unverletzt in Großefehn angekommen. Unterwegs wurde ich immer wieder von Soldaten zur Eile getrieben. Die Brücken sollten gesprengt werden. Hinter mir wurden die Brücken in Holte, Potshausen und Stickhausen gesprengt. Ich blickte kurz zurück – Glück gehabt – keine Zeit – weiter! Auf einsamer Straße bei Potshausen wurde ich noch von zwei Tieffliegern beschossen. Ich fuhr mit dem Fahrrad in den Graben und sprang in ein „Einmannloch“ neben der Straße. Dann trieb die Angst mich wieder zur Eile.

Heute Vormittag in Westrhauderfehn sah es recht kritisch aus. Uns wurde erzählt: Die Brücke über dem Kamper-Dörpen-Kanal sei schon gesprengt. Der Feind sei in Lathen, dicht vor Esterwegen (ca. 25 km). In aller Eile habe ich zwei große Koffer gepackt und auf mein Fahrrad gebunden. Die fürsorgliche Arztfamilie steckte mir noch Butterbrote in die Tasche. Denn zum Mittagessen gönnte ich mir keine Zeit mehr.

Die Brote haben wir heute Abend im Familienkreis gegessen. Trotz Müdigkeit haben wir abends noch lange zusammengesessen. Wir waren so glücklich.

Luftangriff

13. April 1945:

Gestern Abend um 23.30 Uhr fuhr auf dem Postweg ein Auto. Ein Tiefflieger beschoss das Auto mit der Bordwaffe. Plötzlich war es taghell. Ich vermutete einen Brand: raus aus dem Bett, Treppe runter, an der Haustür stand mein Vater. Wir sahen drei Leuchtbomben. Wir eilten zu meiner Mutter. Dann war wieder alles ruhig, und jeder suchte sein Bett auf. Kaum lag ich im Bett, hörte ich wieder ein Flugzeug, diesmal im Tiefflug ankommend, raus aus dem Bett, ein heftiger Knall, die Fensterscheibe zersplitterte, Treppe runter, schutz- und trostsuchend ins Elternschlafzimmer. Dann Stille.

Mein Vater wollte nach dem Rechten sehen. Unseren Angehörigen nebenan im Geschäftshaus war nichts passiert, jedoch waren sämtliche Fensterscheiben kaputt. Im völligen Dunkel hörte ich viele Stimmen.

Plötzlich ruft jemand: „Mein Vater verblutet!“ Ich ging hin. Er lag bei Hinrich Meyers Haus. Im schwachen Licht der Taschenlampen wurde er ins Geschäftshaus gebracht. Er war schwer verletzt: Viele Splitter an Kopf, Hals, Bein und Bauch, zwei Finger waren gequetscht. Kein Arzt in Großefehn. In Notfällen wurde der Apotheker Herr Wyneken geholt. Herr Wyneken drückte mir eine Morphiumspritze in die Hand, die ich dem Mann geben sollte. Mit dem mir gegebenen Verbandsmaterial verband ich

die Wunden. Käti Bokelmann und Luise Grünefeld halfen mir dabei. Auch der 14-jährige Alfred Bohlen hat dabei viel Mut gezeigt. Die Frau des Mannes hatte man zu Nachbar Bohlen gebracht. Sie war nicht so schwer verletzt. Auch ihre Wunden haben wir versorgt. Der Krankenwagen wurde alarmiert, kam aber viel später.

Heute Morgen stellten wir dann fest: drei Bomben sind gefallen. Im Geschäftshaus waren 62 Scheiben kaputt und Splitter in der Wand im Kontor. Ein Splitter, der meine Schlafzimmerscheibe zertrümmert hatte, war wohl direkt hinter meinem Kopf in die Wand geflogen. Es waren eine recht aufregte Nacht und Morgen. Wir waren dankbar, so gut davongekommen zu sein.

Besatzung

30. April 1945:

Heute wollte ich meine Schuhe vom Schuhmacher Cordes, Heidhörn, holen. Doch am Friedhof wurde mir von Soldaten empfohlen umzukehren, die Front käme näher.

1. Mai 1945:

In der Nacht zum 1. Mai 1945, also letzte Nacht, wurde ich recht unsanft geweckt. Herr Wyneken und ein Soldat baten mich, mit in die Schule zu kommen, verwundete Soldaten zu versorgen. Kraft und Mut brauchte ich, um die Schmerzensschreie, das Stöhnen und den Anblick zu verkraften. Die verletzten Soldaten lagen mit ihren entsetzlichen Verletzungen auf dem dreckigen Fußboden. Wiederum bat mich Herr Wyneken, auf seine Verantwortung etlichen Soldaten Morphiumspritzen zu geben. Die Wunden wurden von den Soldaten versorgt. Ein Schwerhirnverletzter fiel mir besonders auf. Den Anblick werde ich so schnell nicht wieder vergessen.

3. Mai 1945:

Gestern Abend spät und heute Nacht wurden einige Schüsse, angeblich von Strackholt aus, in nördliche Richtung, über uns hinweg, abgegeben. Wir versuchten trotzdem zu schlafen. Wir brauchten den Schlaf, denn auch unsere Mädchen waren zu ihren Eltern nach Hause gegangen. So stand ich jeden Morgen um 5 Uhr auf, um erst unsere beiden Kühe zu melken und das Kleinvieh zu versorgen, mich danach zu waschen, zu frühstücken und dann die Verkäuferin im Geschäft zu vertreten. Erna-Bianca (die Frau meines Veters Gerhard) war mit ihrer Tochter aus Landsberg geflüchtet und wohnte, wie auch ihre Schwiegereltern Onkel Renke und Tante Hanni, aus Wilhelmshaven bombengeflüchtet, seit kurzer Zeit bei uns. Erna-Bianca hat sich schnell hier eingearbeitet und vertrat mich im Geschäft, wenn ich Vater in der Bäckerei beim Brotbacken half.



hinter uns. Sie mussten schon eine Weile zugesehen haben, sagten aber nichts, lachten nur. Welch' ein Aufatmen! Ständig hatten wir Angst.

Die Kanadier brachten uns zwei Sack Mehl, vom allerfeinsten weißen Mehl. Wann hatten wir das wohl gesehen? Wir kannten ja nur Mais- und Roggenmehl. Vater und ich arbeiteten die ganze Nacht: Die Brötchenteilmaschine kam wieder in Betrieb, die Brötchen mussten „gewirkt“ werden. Um 7 Uhr waren entsprechend herrliche Brötchen fertig. Zu dritt haben wir die Brötchen probiert, mehr wagten wir nicht zu nehmen. Doch die Kanadier waren großzügig. Wir bekamen mindestens 15 Brötchen für die Arbeit und etwas Mehl. Alle Angehörigen konnten morgens ein leckeres Brötchen essen. Ha, wie lecker! Das schmeckte doch besser als Maisbrot!

4. Mai 1945:

Gestern Vormittag war die Welt noch halbwegs in Ordnung. Aber gegen mittag – oh weh: Ich war im Geschäft – donnerten plötzlich kanadische Panzer vorbei. Kurz darauf kamen Kanadier ins Geschäft. Ich konnte nicht mehr weg und hatte schreckliche Angst. Die Kanadier verteilten sich im Haus. Die meisten gingen in den Keller. Ich wurde gezwungen, mit in den Keller zu gehen. Die Angst war groß – was haben sie mit mir vor? Die Kanadier sprachen französisch. Mein Französisch reichte aber nicht aus. Aus jeder Flasche im Keller musste ich nun einen Schluck nehmen. Doch Johannisbeersaft schmeckte ihnen nicht. Selbstgemachten Johannisbeerwein mochten sie auch nicht. Schnaps war nicht da. Alle Flaschen waren aufgemacht worden, zum größten Teil wurde der Flascheninhalt in den Keller gegossen. Den Rest haben wir dann abends aufgekocht und wieder verschlossen.

Heute Nacht wurden wir unsanft geweckt mit heftigem Klopfen an Tür und Fenster. Kanadier standen vor der Tür. Dieses Mal konnten wir uns Englisch verständigen. Mein Vater sollte bis morgens 7 Uhr eine große Zahl Brötchen backen. Das Mehl dazu würde noch gebracht. Mein Vater und ich gingen ins Geschäftshaus und heizten sofort den Backofen an. Wir saßen beide vor der Feuerstelle und warfen alles Mögliche hinein. Wir hatten die hintere Tür offen gelassen, plötzlich standen zwei Kanadier



JOHANNE HINDERKS, GEB. SCHULZ, ERINNERT SICH

Ich bin heute 75 Jahre alt, gebürtig stamme ich aus Kirchdorf. Anfang 1944, ich war gerade 18 Jahre alt, wurde ich zum Arbeitsdienst eingezogen und kam in das Lager des Reichsarbeitsdienstes Neuhaus/Elbe bei Schwerin. Unsere Eltern konnten nichts dagegen machen. Vielleicht wenn sie in der Partei gewesen wären... Aber meine Eltern hielten nichts davon, und deshalb mußte ich gehen, wohin ich geschickt wurde. Für 20 Pfennig am Tag arbeiteten wir für die Bauern der Umgebung. Wir trugen alle ein blaues Kleid und ein rotes Kopftuch. Nach dem Arbeitsdienst wurden wir im Oktober 1944 in verschiedene Kasernen transportiert.



Dort bildete man uns in einer sechswöchigen Ausbildung zur Flakhelferin aus. Ich kam zur Luftwaffe nach Isenbügel bei Velbert. Immer sechs Mädchen waren an einer Station. Wir waren am Scheinwerfer. Es war die Zeit, als die letzten Soldaten an die Front geschickt wurden. Viele Kameradinnen sind damals bei den stetigen Angriffen gefallen. „Eure Kameradinnen sind für Führer, Volk und Vaterland gestorben. Ihr könnt stolz sein!“ Das war das Einzige, was wir zu hören bekamen. Das Schlimmste waren wirklich die Tiefflieger, sonst hatten wir nicht oft Angst, aber da hatten wir sie. Mit einem Versorgungswagen wurden Vorräte aus den Kasernen geholt. Zuletzt gab es fast nichts mehr. Zum Ende des Jahres bekamen mein Vater und ich Fronturlaub. Meine Mutter weinte, weil wir bald wieder zurück sollten. Da wollte ich mich

krank melden und klagte über Blinddarmbeschwerden. Mein Hausarzt brauchte eine Überweisung von der Kaserne, weil ich ja zum Militär



gehörte. In der Kaserne schickten sie mich aber ins Krankenhaus und mir wurde der Blinddarm rausoperiert. Der Arzt verriet mich nicht, obwohl er bestimmt etwas bemerkte. Ich wurde zwar krank geschrieben, musste aber Ende Februar 1945 doch noch wieder zurück.

Im April 1945 kam dann der Befehl, wir hätten uns auf eigene Gefahr nach Hause zu begeben. Wir liefen los, und unterwegs wurden wir von Soldaten mitgenommen. Wir hatten die Fotos aus unseren Pässen herausgeschnitten, damit die Amerikaner die Hakenkreuzbroschen nicht sahen. Ich ging zu einem Bauern, bei dem ich vorher schon gearbeitet hatte. Wir hatten ja keine Papiere mehr.

Am 8. Mai 1945 standen wir auf dem Marktplatz. Drei Auricher Geschäftsleute fuhren dann mit der weißen Fahne los, damit Aurich nicht mehr beschossen wurde.

Meinen Mann heiratete ich 1950. Leider starb er schon neun Jahre später bei einem Unfall. Meine Kinder waren damals noch klein, und mein Schwiegervater lebte auch noch und musste versorgt werden...

1995 habe ich über eine Zeitschrift eine Anzeige herausgegeben, dass ich meine ehemaligen Kameradinnen suche und gerne ein Treffen hätte. Dieses Treffen ist auch zustande gekommen und so haben wir uns nach 50 Jahren wieder gegesehen.

RENATE WECHSLER CORRES BERICHTET
AUS DEM LEBEN DER JANTJE H.

Jantje H. wurde 1923 geboren. Sie wuchs mit der Landwirtschaft auf. An ihr Elternhaus grenzte das Weideland eines Bauern aus Upende. Sie sah ihm oft beim Melken zu. Eines Tages meinte er: „Komm, probier es auch einmal!“ Es machte ihr viel Spaß.

Bald darauf kam sie aus der Schule und der Bauer meinte: „Komm doch zu uns als Magd.“ Sie war dann ein Jahr lang als „lüttje Maid“ auf dem Hof beschäftigt. „Hier ging es sehr familiär zu“, erinnert sie sich.

1944 kam Jantje H. auf einen Hof in Engerhufe. Auch hier wurde sie als „lüttje Maid“ beschäftigt. „Es war schön. Wir hatten es gut. Es gab ja damals nichts anderes. Das war ja so, wir mussten hart arbeiten. Aber es machte Spaß. Wir hielten immer zusammen“, und sie erinnert sich an die Arbeit: „Im Sommer um 4, im Winter um 5 Uhr mussten wir aufstehen. Zuerst den Ofen heizen, dann 20 Kühe melken, per Hand, Kälber füttern... Die Wäsche wurde in großen Kesseln gewaschen, Bettwäsche zu zweit ausgewrungen. Im Spätsommer mussten wir in die Meeden, Schoben binden und Hocken setzen. Später kam alles in den Gulf. Und dann kamen die Dreschmaschinen. Einen Traktor gab es noch nicht, dafür hatte der Bauer Pferde. Auf die freien Felder setzten wir Kohl- und Rübenpflanzen. Im Frühling wurden die grün gewordenen Außenmauern vom Hof „geböhntert“ (geschrubbt) und natürlich die Viehställe...“

Zu dieser Zeit spürte man auch in Engerhufe den Krieg heftiger. Oft musste Schutz im hofeigenen Bunker gesucht werden... Nach dem Krieg ging es dann samstags mit dem Fahrrad nach Thun oder nach Marienhufe zum Tanzen. So lernte Jantje H. ihren Mann kennen, den sie 1949 heiratete. Er war Maurer. Nebenbei hatten sie vier bis fünf Kühe und etwas Landwirtschaft. Das Ehepaar bekam zwei Kinder.



RENATE WECHSLER CORRES BERICHTET
AUS DEM LEBEN IHRER TANTE GRETE BOJANAC

Grete Janssen wurde 1923 in Leezdorf geboren. 1939, als der Krieg begann, war Grete Janssen 16 Jahre alt. Sie arbeitete auf Dodens Hof in Upende. 1945 änderte sich ihr Leben: Zwei Männer von der Gestapo kamen ins Haus. Man warf ihr vor, sich mit einem Serben getroffen zu haben. Ein jugoslawischer Kriegsgefangener war ihr Freund. Von ihm bekam sie 1944 bereits ein Kind, die Tochter Käthe. Der Kriegsgefangene wurde fortgebracht. Grete Janssen sollte ihn nie wieder sehen.

Grete Janssen wurde zu Zwangsarbeit verurteilt. Sie wurde in ein Arbeitslager nach Gütersloh geschickt. Dort musste sie in einer Fleischfabrik arbeiten. Später erzählt sie, dass sie in der Stadt ständig in Angst vor den Bombardements gelebt hatte. Ihre Tochter blieb währenddessen bei den Großeltern in Oldeborg.

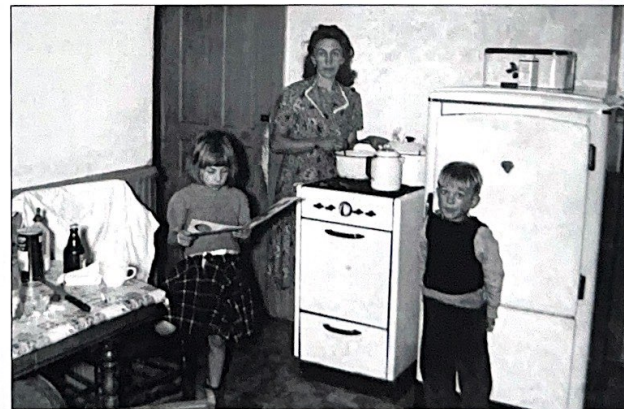
Als Gütersloh 1945 von alliierten Truppen besetzt wurde, ging Grete Janssen zurück nach Hause. Vierzehn Tage war sie unterwegs. „There were no bridges, no cars, no trains, no planes“, erinnert sie sich später. „There was nothing. The country was bombed flat.“

Wieder zu Hause freundete sie sich mit einem anderen Serben an. Ihn, Duschan Bojanac, heiratete sie im Sommer 1945 in der Kirche von Engerhufe. Gemeinsam mit Tochter Käthe lebte das Ehepaar mal hier, mal da in Ostfriesland. Immer abhängig davon, wo es Arbeit für sie gab. Sie bekamen vier weitere Kinder, wobei eines noch im Babyalter verstarb.

Das Ehepaar befürchtete Diskriminierungen, weil Duschan Bojanac Jugoslawe war. Und so wanderte die Familie 1951 nach Pittsburgh in Pennsylvania aus. Hier lebten weitere Jugoslawen. Duschan Bojanac, der sich nun Dan nannte, arbeitete in einer Möbelfabrik und auf dem Bau.

Der Anfang in der neuen Heimat fiel Grete Bojanac schwer. Vor allem mangelte es an den Sprachkenntnissen, außerdem lebte sie mit den Landsmännern ihres Mannes zusammen und nicht mit deutschen Mitbürgern, was ihre Situation noch erschwerte. Neun weitere Kinder wurden geboren. Für Heimweh war keine Zeit.

1991 kam Grete Bojanac erstmals nach vierzig Jahren für einen Besuch nach Ostfriesland zurück.



TRIENTJE BOHLEN, GEB. WESTERBUR, BERICHTET

Geboren bin ich am 7. November 1924 in Victorbur, als zweitälteste von fünf Kindern. Nach der Schule habe ich in der Landwirtschaft gearbeitet und dort auch meinen späteren Mann kennengelernt, von dem ich 1941 mit 16 Jahren schwanger wurde. Im Januar 1942 bekam ich mit 17 Jahren meinen ersten Sohn. Der Vater des Kindes hat zwar die Vaterschaft anerkannt, wurde aber noch vor der Geburt zum Militärdienst eingezogen, so dass wir nicht mehr geheiratet haben. Ich blieb erst mit meinem Kind bei meinen Eltern.

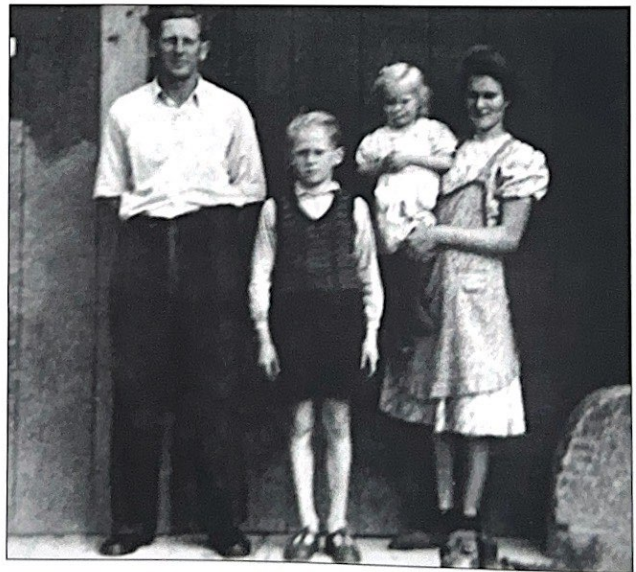


Damals konnte man als alleinstehende Mutter Geld von der Fürsorge bekommen. Das war aber ein Darlehen und bei einer Heirat hätte das Geld wieder zurückgezahlt werden müssen. Da ich aber gar nicht wusste, ob der Vater meines Kindes zurückkommt und ob wir dann heiraten, wollte ich das Geld der Fürsorge nicht. Stattdessen wollte ich soviel Geld wie möglich verdienen, um meine Eltern zu unterstützen, die mein Kind versorgen.

In der Landwirtschaft konnte man nicht viel Geld verdienen, und ich hatte das Glück, dass ich als Postzustellerin arbeiten konnte. Meine Zustellungsstrecke ging über Egels, Wiesens und Akelsbarg. Durch die Hilfe eines Bekannten erhielt ich die Möglichkeit für 18 Monate in Helmstedt im Telegrafnamt zu arbeiten. Das war für mich eine schöne Zeit. Ich habe mich dort sehr wohl gefühlt, und es war eine schöne Arbeit.

Meinen Eltern kaufte ich eine Kuh, damit sie Milch und Butter hatten. Mein Vater war ja damals schon Rentner und bekam auch nicht viel Geld. Als ich wieder in Aurich war, habe ich in einer Hausschuhfabrik gearbeitet, die war in dem Gebäude vom heutigen „Samen Tholen“.

Zu der Zeit hatte ich mir bei Bekannten in der heutigen Eschener Gaste ein Zimmer genommen, da die Zugverbindungen der Kleinbahn sehr schlecht waren.



An eine Begebenheit zum Ende des Krieges erinnere ich mich noch sehr gut. Im Dorf meiner Eltern gab es ein Kolonialwarengeschäft. Als der Feind immer näher kam, glaubte eigentlich keiner mehr an den Sieg, aber offen sagen durfte niemand etwas. Die Geschäftsleute fingen an, ihre Waren in einen nahegelegenen Bunker zu bringen. Als wieder einmal Ware gebracht wurde, habe ich den Kaufmann gefragt, warum er denn seine Sachen noch hierher brächte, der Feind würde sich doch sowieso alles nehmen, wenn der Krieg verloren wäre. Ich bin fürchterlich von meiner Mutter ausgeschimpft worden, weil sie wie alle anderen Angst vor dieser Offenheit hatte.

Das Kriegsende habe ich in Aurich sehr bewusst miterlebt. Als es darum ging, dass die Mittelburger Brücke gesprengt werden sollte, sind wir zu Fuß oder mit Fahrrädern mit weißen Fahnen losgelaufen, um die Personen zu unterstützen, die die Sprengung verhindern wollten. Immer wieder wurde auf die feindlichen Soldaten eingeredet. Das war ein Jubel, als die Brücke nicht mehr gesprengt werden sollte.

In der Schuhfabrik habe ich auch noch gearbeitet, als der Vater meines Kindes im Januar 1948 aus der Kriegsgefangenschaft kam. Im März 1948 haben wir dann geheiratet. Nach der Heirat haben wir ein Zimmer im Haushalt meiner Schwiegermutter in Akelsbarg bewohnt.

Im September 1948 bekam ich mein zweites Kind, eine Tochter. Mein Mann arbeitete wieder in der Landwirtschaft. Er bekam 20 Pfennige am Tag und täglich einen Liter Milch. Ich selber habe auch in der Landwirtschaft mitgeholfen.

Im Mai 1951 sind wir dann nach Nordrhein-Westfalen gezogen, da es dort mehr Arbeitsmöglichkeiten gab, als hier. Dort haben wir 18 Jahre gelebt und gearbeitet. Ich musste immer mitarbeiten, sonst hätten wir gar nicht existieren können. Mein Mann arbeitete im Kohlenhandel und bekam 40 Pfennige in der Stunde. Ich hatte Putzstellen und habe in der Landwirtschaft geholfen.

In Westfalen wurden zwei weitere Kinder geboren, 1953 ein Sohn und 1963 eine Tochter.





FRAU BERTA LENKEIT, GEB.
GIESENBERG, SCHREIBT

Geboren wurde ich 1927 in Sandhorst, aufgewachsen bin ich in Wallinghausen. Bevor ich 1942 konfirmiert wurde, musste ich von Wallinghausen nach Aurich zur Konfirmationsstunde ins Gemeindehaus der Lambertikirche. Bei jedem Wetter ging es zu Fuß. Für die Konfirmation wurden Kleidermarken von den Eltern und der Großmutter gesammelt, damit ich die zwei Kleider und Schuhe für den großen Tag bekommen konnte. Zu Fuß ging es auch zur Konfirmation, der Weg war glitschig, halb gefroren und aufgeweicht. Die neuen Schuhe waren aus Kriegsmaterial und drückten. Mit Blasen und einem Loch im Strumpf kam ich zu Hause an.

Nach der Schulentlassung musste ich zwei Jahre lang zur Handelsschule am Lüchtenburger Weg. Dort hatten wir nur zwei Klassenräume zur Verfügung, die wir mit den Berufsschülern teilen mussten. Die übrigen Räume wurden vom Emder Krankenhaus benutzt, da die Stadt wegen der vielen Angriffe auf Emden für die Patienten zu gefährlich geworden war. Zum Handarbeiten gingen wir zum Gymnasium Ulricianum oder zur Lambertischule. Schreibmaschinenunterricht hatten wir in der Katholischen Schule am Fischteichweg. Dazu mussten wir die schweren Adlermaschinen selber über den Platz der Holzhandlung Beenen tragen.

Unsere Unterrichtsstunden wurden immer wieder von Fliegeralarm unterbrochen.

Einige Wochen nach dem Fliegerangriff auf Aurich, im September 1943, wurde ich im Reilstift am Blinddarm operiert. Aus Angst vor neuen Angriffen mussten die Patienten trotz Schmerzen fast jeden Tag in den Keller. Soldaten, die im jetzigen Katasteramt an der Oldersumer Straße lagen, wurden zur Mithilfe herangezogen. Noch heute sehe und höre ich die Frischoperierten, z. T. ältere Leute und einige bei den Angriffen Verwundete.

Nach dem Abschluss der Handelsschule 1944 musste ich mein Pflichtjahr antreten. So kam ich zur Familie Garrels in die Graf-Enno-Straße, zwei Kinder im Alter von zwei und vier Jahren waren da, das dritte wurde im Mai geboren. Oft mussten wir die Kinder nachts aus dem Schlaf nehmen und in den Keller gehen. Am Tag wurde das Gas manches Mal abgedreht – egal, ob die Kartoffeln gerade gekocht haben – weil es wieder einmal Alarm gab... Zum RAD wurde ich nicht mehr herangezogen, da Frau Garrels meine Unterstützung für die drei Kinder brauchte.

Im April 1945 ging auch dieses Jahr vorüber. Nun stand das Kriegsende vor der Tür. Die Front rückte näher. Einige Lebensmittel wurden verteilt, u. a. Zucker und Mehl. So einen Vorrat hatte man schon lange nicht gehabt, aber man wusste ja nicht, wie lange das reichen musste. Kartoffeln wurden, obwohl viel zu früh, gepflanzt. Einige Vorräte und wichtige Sachen wurden vergraben. Von weitem hörte man die Front näher kommen. Zum Glück war für uns der Kampf vorbei. Noch heute höre ich die Panzer der Kanadier durch die Stadt rollen. Man hatte Angst, was auf einen zukommen würde, war aber auch froh, dass soweit alles gutgegangen war. Die Auricher Bürger, die aufs Land geflohen waren, kamen zurück in die Stadt.

Irgendwie musste man sich auf die neue Situation einstellen. Als 17-/18-Jährige machte man sich keine Sorgen. Man nahm es hin, dass man Maisgrieß und Maisbrot essen musste.

Wie unsere Eltern die Zeit empfanden, weiß man nicht; sie dachten wohl in erster Linie an die Väter und Söhne, die irgendwo an irgendeiner Front waren. Lebten sie noch? Waren sie in Gefangenschaft geraten? Wenn dann ein Nachbar oder Verwandter nach Hause kam, war die Freude groß.

Dann kamen auch die Soldaten aus dem Westen, die auf ihre Entlassung warten mussten. Wir nannten sie die Hollandtruppen. Sie wurden in den Scheunen der Bauernhäuser untergebracht.



Um die Zeit bis zur Entlassung zu vertreiben – die meisten kamen aus Süddeutschland und wussten zum Teil nicht, was aus den Angehörigen geworden war – wurde Musik gemacht. Schnell wurde irgendeine Scheune zum Tanzboden. Nach den vielen Jahren der Entbehrung kam dadurch die Befreiung von allem. Man hatte ganz einfach das Gefühl, dass es nun nur besser und aufwärts gehen würde.

Doch bald wurden alle Soldaten in ihre Heimat entlassen. Jetzt galt es, all die vielen Heimatvertriebenen unterzubringen. Es wurden Baracken aufgebaut, die so genannten Nissenhütten. Das waren Wellblechhütten, die in der Mitte aufgeteilt waren, sodass zwei Familien untergebracht werden konnten. Sie bekamen von den Bauern, auf deren Ländereien die Hütten errichtet worden waren, ein Stück Land, um sich einen Garten anzulegen. Somit hatten sie wenigstens etwas eigenes Gemüse.

Mein Vater gab die Bezugsscheine für Gartengeräte aus. Hierbei habe ich ihm oft geholfen und

hatte somit viel Kontakt zu den Flüchtlingsfamilien. In vielen Gesprächen mit ihnen erfuhr ich von den Strapazen dieser Menschen, die alles zurücklassen mussten. Wie dankbar und froh musste ich sein, dass ich mein Zuhause behalten durfte.

Nach dem Krieg gab es in der Burgstraße ein kleines Tauschgeschäft. Mir fehlten ein Paar Schuhe. So tauschte ich meine wertvolle Käthe-Kruse-Puppe gegen ein Paar Sportschuhe ein. Nach Kriegsende half ich meinen Eltern erst einmal in der Landwirtschaft.

1947 lernte ich meinen späteren Mann kennen. Das waren damals ganz andere Zeiten. Wir mussten alles zu Fuß erledigen, ob wir mittwochs ins Kino gingen oder samstags zum Tanzen in ein Tanzlokal. Erst nach der Währungsreform konnte sich mein Mann ein Fahrrad kaufen.





GESINE ULFERTS ERZÄHLT ÜBER IHRE SCHWESTER TRIENTJE REDENIUS, GEB. RECK

Ich hatte vier Schwestern, zwei Brüder: Trientje, Almut, Frauke, Johanne, Albert und Jan. Trientje hat 1947 nach Abelitz geheiratet und hatte drei Kinder, sie starb 1978.

Unser Elternhaus war in Moordorf am Abelitzkanal. Während der Kriegsjahre wohnte ich bei den Eltern in Moordorf. Da gehörte ich auch

zur Feuerwehr. Ich erinnere mich noch: Als Aurich bombardiert wurde, war ich zum „Torfstucken“. Ich lief zu den Eltern, holte ein Fahrrad. Meine beiden Schwestern arbeiteten in Aurich. Trientje war bei Schomerus in der Schulstraße. Ich fuhr ab nach Aurich. Es war Fliegeralarm. Am Markt war alles kaputt.



CHRISTINE THOLEN

Christine Tholen half dem Bauunternehmer Philip Janssen aus Tannenhausen beim Sägen der Balken. Diese wurden später zum Errichten der Ständerwerke für verschiedene Gebäude verwendet. (Foto: Erwin Meyer)

MARGARETA WOJAK, GEB. SCHOON, BERICHTET

Es war nicht selbstverständlich, dass ich zu jener Zeit als Mädchen das Gymnasium besuchte. Der Wunsch meiner Mutter, selbst eine höhere



Schule zu besuchen, hatte sich nicht erfüllt. Ihr Vater war Handwerksmeister. In diesen Familien schickte man seine Tochter nicht auf eine höhere Schule, jedenfalls nicht in dem Bauerndorf, in dem meine Mutter aufgewachsen war. So hat sie ihren eigenen Wunsch wohl auf mich übertragen. Mein Vater hatte dagegen nichts einzuwenden. Das lag sicher auch daran, dass meine Mutter die Lebenstüchtigere war und sie über die Alltagsangelegenheiten hinaus das Familienleben bestimmte. Mein Vater, ein herzenguter Mensch, der in seiner Freizeit sehr viel schrieb und las, war dagegen eher in seinen literarischen Welten zu Hause.



Ich ging zuerst einige Jahre zur Mittelschule, da das Gymnasium während des Nationalsozialismus eine „Oberschule für Jungen“ war und erst später wieder für Mädchen geöffnet wurde. So musste ich nach vier Jahren Mittelschule erst Nachhilfe in Latein nehmen, bevor ich das Auricher Gymnasium besuchen konnte. Die Tatsache, dass mein älterer Bruder dort schon seit einem Jahr zur Schule ging, hat die Entscheidung meiner Eltern wahrscheinlich beeinflusst. Denn es war ein weiter Schulweg. Im Sommer eine Stunde mit dem Fahrrad. In der kalten Jahreszeit gab es aber einen Bus oder die Kleinbahn. Wenn der Unterricht bis in den Nachmittag ging, habe ich im Haus einer Freundin in Aurich übernachtet. Während meiner Zeit gab es nicht mehr als vier Mädchen in der Klasse. Klassentreffen gab es selten.

Meine Berufsvorstellungen waren während der ganzen Schulzeit eher unbestimmt. Ich dachte wohl einige Male daran, Lehrerin oder Ärztin zu werden, also an einen Beruf im sozialen Bereich. Das lag auch deswegen nahe, weil mein Vater beabsichtigt hatte, Lehrer zu werden, wegen eines relativ harmlosen Vorfalls aber das Ausbildungsseminar vorzeitig verlassen musste. Es lag wohl nicht zuletzt an der Kriegszeit, die bei mir keine feste Berufsvorstellung wachsen ließ.

In der Schule wurde wenig über den Krieg gesprochen. Sie ist mir mehr als ein „neutraler Ort“ in Erinnerung. Selbst der Brand der Auricher Synagoge wurde nicht in der Schule erwähnt, auch unter uns Schülern nicht. Ich erinnere mich gut an den Tag danach, mit trübem Wetter und einer eher gedämpften Stimmung. Nur einmal habe ich einen Mitschüler empört erlebt, als jüdische Jungen vom HJ-Dienst ausgeschlossen wurden. Unsere Klasse wurde durch den Einzug der Jungen zur Wehrmacht und die Arbeitseinsätze der Mädchen ständig kleiner, ein Restbetrieb mit den zumeist älteren Lehrkräften blieb aber erhalten. Erst sehr viel später habe ich mich kritisch mit dieser Zeit auseinandergesetzt.

Während der Schulzeit, im Frühjahr 1943 meldete ich mich zu einem freiwilligen 6-wöchigen Arbeitseinsatz nahe der polnischen Grenze. Ich empfand es als ein kleines Abenteuer, einmal für einige Zeit von zu Hause fortzukommen, andere Menschen und eine andere Umgebung kennen zu lernen. So war der Pflichteinsatz im November 1944, ein halbes Jahr vor Kriegsende, zum RAD nach Worpswede für mich schon nicht mehr so fremd. Normalerweise hätte ich Ostern 1945 die Schule mit dem Abitur verlassen sollen.

Zu jener Zeit wäre niemand auf die Idee gekommen, einen solchen Einsatz abzulehnen. Auch meine Eltern sagten selbstverständlich ja, obwohl ich noch keine 18 war. Sie waren nicht beunruhigt, denn es war ja in dieser Zeit alles bis ins Kleinste geregelt. Untergebracht waren wir in bescheiden eingerichteten Baracken, jeweils mit sechs Mädchen in einem Raum. Wir mussten in Bauernfamilien in der Umgebung, deren Männer eingezogen



waren, mithelfen. Abends gingen wir zurück ins Lager. Wir bekamen pro Tag eine Entlohnung von 25 Pfennig. Ich hatte gute Kontakte zu den anderen Mädchen im Lager, die zum Teil über diese Zeit hinaus andauerten. Obwohl wir wegen der Fahrtbeschränkungen nicht nach Haus durften, habe ich mich dort wohl gefühlt, zumal mir auch die Arbeit gefiel, obwohl sie schwer war. Aber andere Mädchen hatten viel gefährlichere Einsätze, z. B. als Flak-Helferinnen oder bei der Straßenbahn in einer größeren Stadt.

Wer sich freiwillig und für länger zum RAD verpflichtete, hatte Anspruch auf eine kostenlose Zusatzausbildung, evtl. ein Medizinstudium. Für mich selbst war das aber kein Gedanke. Denn mit dem baldigen Kriegsende wurde fest gerechnet und danach war vieles offen. Anfang April, als die englischen Truppen bereits vor Bremen standen, wurden wir von Worpswede nach Elmshorn evakuiert. Dort entließ man uns nach kurzer Zeit mit der Anweisung, uns alleine nach Hause durchzuschlagen. Ich hielt mich noch zwei Wochen bei Bekannten in Hamburg auf und erlebte dort einen schrecklichen Bombenangriff, den ich aber unverletzt überlebte. Es fuhren noch einige Züge von Hamburg aus und ich machte mich mit einer Klassenkameradin aus Aurich, Maria Janssen, die in Hamburg bei der Straßenbahn eingesetzt war, auf den Weg. Drei Tage brauchten wir, waren Tag und Nacht unterwegs und ziemlich abgerissen kamen wir schließlich zu Hause an.

Zweifel an der zurückliegenden Zeit und meinem bisherigen Leben hatte ich schon. Da war auch das Entsetzen über alles das, was während des Krieges in unserem Land geschehen war. Aber der Kampf ums tägliche Überleben ließ das alles vorerst in den Hintergrund treten. Auch in meiner Familie, wo wir auf die Rückkehr von Vater und Bruder warteten, wurde

wenig über den Krieg und schon gar nicht über die Hintergründe gesprochen. Die Nachkriegszeit mit all ihren Einschränkungen und die Fürsorge für meine behinderte Schwester nahmen unsere ganze Kraft in Anspruch.

Ich suchte nun nach einer beruflichen Möglichkeit. Obwohl ich mir vorgestellt hatte, für die Auricher Militärregierung als Übersetzerin zu arbeiten, bekam ich von dort für eine kurze Zeit eine Stelle als Schulhelferin in der zweiklassigen Volksschule in Bagband zugewiesen. Bereits im Herbst 1945 nahm ich, zusammen mit den vier anderen Mädchen meiner ehemaligen Klasse, an dem „Übergangskurs für Kriegsteilnehmer mit Reifevermerk“ teil und machte im Frühjahr 1946 das Abitur.

Dass ich nun selbst hätte studieren können, war mir trotzdem kein so dringender Wunsch. Ich wusste auch, dass die wenigen wieder eingerichteten Studienplätze an junge Kriegsheimkehrer vergeben wurden. Obwohl mir die Arbeit in Bagband Spaß machte, und ich immer gerne als Lehrerin gearbeitet hätte, hielt ich eine berufliche Entscheidung erst einmal offen.

Kurze Zeit nach meinem Abitur im Frühjahr 1946 lernte ich Walter Wojak, einen kriegsversehrten jungen Mann kennen. Heute betrachte ich die Heirat mit ihm ein Jahr später, ich war schwanger, als ein Zugeständnis an das übliche traditionelle Muster.

Ich bekam in den folgenden fünf Jahren vier Kinder, und mit 30 trennte ich mich von ihm. Ich wusste, dass er als privater Musiklehrer nicht in der Lage sein würde, Unterhalt für die Kinder oder mich zu zahlen, aber ich wollte diese Trennung auf jeden Fall und habe sie bis heute nicht bereut. Mein Leben war ohne Partner freier und unbelasteter.

